

Selbsterziehung des Offiziers

Autor(en): **Egli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **64=84 (1918)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-34371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wetter immer ungünstiger und verwandelte das Schlachtfeld in ein schlüpferiges Kotmeer, das den deutschen Gegenangriffen Vorschub leistete. Das hatte zur Folge, daß verschiedene Positionen wieder verloren gingen. Um die Mitte August setzte dann wieder günstigeres Wetter ein und man konnte einen zweiten Angriff vorbereiten, der am 16. August in die Wege geleitet wurde, nachdem vor Lens die Kanadier durch einen kecken Anlauf ihre Stellungen merklich erweitert hatten. Der nur im Zentrum und auf dem linken Flügel der britischen 5. Armee geführte Angriff brachte den Besitz von Langhemark, während auf dem rechten Flügel keine Vorteile zu erringen waren. Die Kämpfe setzten sich dann mit wechselseitigem Erfolge bis in den November hinein fort und endigten mit der Einnahme von Paschendale und dem Festsetzen britischer und französischer Streitkräfte vor dem Houthulsterwalde.

Die Operationen in Flandern hatten viel unter den widrigen Witterungsverhältnissen zu leiden gehabt. Auf der anderen Seite hatten sie eine Reihe von namhaften Erfolgen gezeitigt und den Gegner gezwungen, das von ihm inaugurierte System der Trichterstellungen zum Teil wieder aufzugeben und zur früheren Methode der Schützengrabenstellungen zurückzukehren. Doch war schon seit dem Oktober ersichtlich, daß weitere Operationen in Flandern zum mindesten vorläufig zu keinen größeren operativen Ergebnissen mehr führen dürften. Immerhin war der Gegner veranlaßt worden, in dem flandrischen Abschnitt starke Truppenkräfte anzuhäufen und man hatte auf diese Weise die Gelegenheit geschaffen, vor Cambrai, also auf dem äußersten rechten Flügel des britischen Befehlsbereiches, zu einem Ueberraschungsangriff zu schreiten, der anfänglich von einem starken Erfolg begleitet gewesen ist.

Die Schlußfolgerungen des Berichtes des britischen Oberkommandos, für deren Richtigkeit man natürlich ihm die Verantwortung überlassen muß, gehen dahin:

1. Das Zusammenarbeiten mit den französischen Streitkräften und die Uebereinstimmung in den Operationen war derart, daß kaum ein besserer Kontakt denkbar ist.

2. Der strategische Durchbruch, in der Theorie keine unmögliche Sache, begegnet in seiner praktischen Ausnützung großen Schwierigkeiten und mannigfachen Reibungen. Alles hängt von der Raschheit und Ausführungsmöglichkeit ab. Zweimal, bei Arras und in Flandern, haben ungünstige Witterungsverhältnisse genügt, um diese Ausnützung unmöglich zu machen.

3. Während des ganzen Feldzuges von 1917 hat der Gegner notorisch mehr gelitten als die alliierten Streitkräfte. Er hat fast doppelt so viel Divisionen engagieren müssen und ist gezwungen worden, sein taktisches Verhalten zu verschiedenen Malen zu ändern.

In der letzten Bemerkung kann für die deutsche Gefechtsführung unmöglich ein Vorwurf erblickt werden, den je mehr man sein eigenes Verhalten dem des Gegners und den Umständen anzupassen vermag, um so mehr Geschick darf diese Führung für sich in Anspruch nehmen.

—t.

Selbsterziehung des Offiziers.

Wenn in diesen Tagen Klagen über „Zustände“ in der Armee laut werden, so wird auch über Offiziere und namentlich über die jungen Leutnants geschimpft. Das ist eigentlich ganz natürlich, denn es ist niemand anders als der Leutnant, der immer all die unangenehmen Sachen befiehlt und anordnet. Für den Soldaten kommt es gar nicht in Betracht, ob dieser die Befehle von sich aus erteilt, oder ob er nur die Befehle höherer Instanzen zur Ausführung bringt. Mit ihm allein hat er es zu tun. Wenn Reibungen zwischen dem anstrengungsfordernden, militärischen „Muß“ des Befehlenden und dem ebenso „militärischen“ und leicht erklärbaren Hang zur Bequemlichkeit, der widerstrebenden Zurückhaltung des Gehorchenden entstehen, so ist es ganz gegeben, daß sie hier stattfinden.

Dieses Verhältnis muß billigerweise bei solchen Klagen berücksichtigt werden — heute mehr denn je, da die allgemeine kriegs- und dienstmüde Stimmung und die herrschende Strömung nur zu oft zu einer ungerechten und einseitigen Beurteilung führt.

Andererseits aber ist es gerade in der gegenwärtigen Zeit ganz besonders Pflicht eines jeden Offiziers, dafür zu sorgen, daß die Achtung, die seiner Stellung zukommt, absolut verdient ist. Gegenüber der guten Nährboden findenden Kritikklust muß der Offizier umso mehr darauf Bedacht nehmen, untadelig zu sein in seinem Handeln und seiner Persönlichkeit.

Die physische und geistige Eignung, die Fähigkeit zum Offizier, kommen wohl weniger in Frage. Es ist selbstverständliche Voraussetzung, daß dieselben vorhanden sind. Der Offizier muß jedem seiner Leute an militärischer Tüchtigkeit, Willenskraft, Energie, Intelligenz und körperlicher Widerstandsfähigkeit überlegen sein.

Es ist ein Beweis gesunder Zustände, daß im allgemeinen nur wirklich tüchtige Unteroffiziere, ohne vorurteilvolle Berücksichtigung ziviler Verhältnisse oder Bevorzugung gewisser Klassen, zu den Aspirantenschulen herangezogen werden. Trotz dem großen Andrang und der strengen Auslese finden sich aber gewöhnlich nur ganz wenige, die alle die obengenannten Eigenschaften besitzen, die in jeder Hinsicht ihren zukünftigen Untergebenen vorbildlich sein können. Dem Einen fehlt dies, dem Andern das.

In der Aspirantenschule wird sich jeder bemühen, den gestellten Anforderungen zu genügen. Wieviele gibt es aber, die nach Erlangung des Brevets noch sich bestreben das Fehlende zu erwerben? Sobald keine unangenehmen Folgen mehr zu befürchten sind, lassen sich die meisten wohl sein, indem sie nur den Anforderungen nachzukommen suchen, die gerade an sie gestellt werden, oft auch dies nicht einmal mit besonderem Eifer.

Stillstand ist aber Rückschritt. Und in der Stagnation liegt der Keim zu dem, was man beim Soldaten als Schlamperei zu bezeichnen pflegt. Das initiativlose Sichgehenlassen führt nach und nach zu jenem Typus, der sich tatsächlich mehr und mehr auf seine äußerliche Qualifikation, auf seinen Grad, stützt, weil seine innere Tüchtigkeit ihm nicht mehr die nötige Autorität verschafft. Darin sind die Ursachen vieler unzukömmlicher Verhältnisse, vieler leidiger und das Ansehen des Offizierkorps schädigender Vorfälle zu suchen.

Denn Fehler, Unzulänglichkeiten, Mißgriffe, Verstöße und Konflikte werden die Folgen der Nachlässigkeit sein und der Untergebene seinerseits wird sofort die Schwächen seines Vorgesetzten entdecken, sie ausnützen oder sich in natürlichem Gerechtigkeitsgefühl gegen die Scheinautorität offen oder heimlich auflehnen.

Hier muß die Selbsterziehung des Offziers einsetzen.

Wer in seiner Natur schon das Streben nach Vollkommenheit besitzt, der wird ohne dazu getrieben werden zu müssen, stets nach Verbesserung und Fortschritt trachten. Sein lebendiger Wille sucht alle Schwierigkeiten zu überwinden und ruht und rastet nicht, bis das ihm als Ideal vorschwebende Ziel erreicht ist. Wer diesen Geist aber nicht in sich hat, dem geht die wichtigste Eigenschaft als Leiter und Erzieher seiner Leute ab, denn in seiner stagnierenden Selbstzufriedenheit erkennt er gar nicht, was ihm fehlt. Unbarmherzig strenge und aufrichtige Selbsterkenntnis ist aber der Grundstein allen Fortschritts. Wer ein Besseres gesehen, wer seine eigenen Mängel erkannt hat, der wird sicherlich die nötige Energie aufbringen und mit kräftigem Willen sich entschlossen an die Arbeit machen, um sich selbst zuerst auf die Höhe zu bringen. Zäher, unbeugsamer Wille erreicht bekanntlich alles, selbst da, wo die natürlichen Anlagen fehlen. Man denke nur z. B. an die Schießfertigkeit. Durch Wille und Uebung kann selbst der schlechteste Schütze schließlich zu den besten Resultaten gelangen, wenn er sich durch keine anfänglichen Mißerfolge zu schwächlichem Nachgeben verleiten läßt, sondern durch unbeugsame Energie den Erfolg zuletzt erzwingt.

Wer einmal auf einem Gebiet einen solchen Sieg des eigenen Willens erfochten hat, der wird auch auf andern keine Hindernisse mehr kennen. Wer sich selbst so gebildet, der ist auch fähig, seine Leute zu bilden und das Unmögliche möglich zu machen. Von solchen Offizieren wird man keine entschuldigende Klagen hören über „schlechtes Material“. Dagegen findet man bei ihnen Initiative, selbständiges Handeln und Beweglichkeit.

Die Selbsterziehung kann sich in dieser Richtung je nach der Veranlagung des Einzelnen in der mannigfaltigsten Weise betätigen. Das Vorstehende soll nur eine Andeutung sein.

Es würde viel zu weit führen, sich hierüber weiter zu verbreiten.

Ein anderes Gebiet möchte ich aber noch kurz berühren, das mehr die Charakterbildung angeht, auf die in den Aspirantenschulen sozusagen kein Wert gelegt wird und für die auch keine Zeit übrig bleibt. Im Charakter des Offziers basiert aber doch das Vertrauen und die Achtung seiner Leute, ein Faktor, der für den Kriegsfall wichtig genug ist, daß man ihm Beachtung schenkt.

Nicht jeder hat das Glück, sicher auch nicht jeder Tüchtige, eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben. Uebrigens ist man gerne geneigt, etwaige Mängel in dieser Beziehung zu übersehen, wenn der Mann nur Schneid und Forscheit besitzt.

Die beiden letztern Eigenschaften allein bringen aber leicht innere Hohlheit mit sich und entwickeln sich äußerlich zu jenem schnarrenden Auftreten, das der Schweizerart so sehr widerspricht. Eine gewisse Noblesse des Charakters, die ihm dies und jenes von selbst verbietet, erhebt allein über das

Niveau des Gewöhnlichen und erwirbt sich die wahre Achtung. Gelegenheit zur Betätigung dieser Noblesse bietet sich genug. Wer Augen und Sinn dafür hat, wer zuerst sucht, selbst tadellos in jeder Beziehung zu sein, bevor er andere nach seinem Willen führen und bilden will, der findet sie in den kleinsten alltäglichsten Dingen — im Dienst und außerdienstlich.

Diese Noblesse des Charakters bringt das Ehrgefühl hervor, welches wir vom Offizier verlangen und das sich nicht in gekränktem Stolz kundgibt, wenn zufällig ein alter Landsturmmann es übersieht zu grüßen.

Die Selbstachtung dürfte sich häufig in anderer Weise besser zeigen. Es gilt zwar vielfach immer noch als ein Zeichen der Kraft und ein Vorrecht des Soldaten, seinen niedern Trieben nachzuleben. Das geringste Ehrgefühl sollte es aber wohl dem Offizier verbieten auf diesem Gebiete gewöhnlich oder gemein zu werden. Bei dem schneidigsten und tüchtigsten Offizierskorps, das ich in meiner Dienstzeit je gefunden, bei jenen Offizieren die selbst militärisch das Höchstmögliche leisteten und auch von ihren Leuten verlangten, habe ich am Tische nie „sumpfige“ Unterhaltungen gehört. Das Ehrgefühl war da auch dann noch vorhanden, wenn man nicht mehr vor der Mannschaft stand und man hatte Geist und Witz genug, sich über andere Thematis in anregendster und kurzweiligster Weise zu unterhalten.

Zur Noblesse des Charakters gehört meines Erachtens auch die Toleranz gegenüber den religiösen Anschauungen seiner Kameraden und Soldaten, abgesehen davon, daß gegenüber den letztern bezügliche Reserve uns vorgeschrieben ist.

Die Ausschweifungen in dieser oder jener Hinsicht haben dem Ansehen unseres ganzen Offizierskorps schon oft sehr geschadet. Wer kein Maß kennt, wird leicht auch dazu verführt über seine Verhältnisse zu leben und kommt in Schwierigkeiten, die ohne Zweifel die Ursache der jüngsten, höchst bedauerlichen und beschämenden „Fälle“ gewesen sind.

Der Mißbrauch der dem Offiziereingeräumten Freiheit, wie er in hie und da vorgekommenen Gelagen stattfand, erschüttert das Prestige und erzeugt berechtigte Verbitterung beim einfachen Soldaten. Strenge gegen sich selbst ist gerade in der Freiheit geboten. Sie ist das Zeichen innerer Selbständigkeit. Die unbeschränkte Ausnützung seiner Vorrechte führt zur Verweichlichung und schafft jenen Typus des Offziers, wie er uns in der antimilitaristischen Presse alltäglich als Zerrbild vor Augen geführt wird. Daher stammt vielfach der Mißmut des Soldaten. Es muß Erbitterung pflanzen, wenn der einfache Soldat sieht, daß der Offizier sich alle Bequemlichkeit und Extravaganzen erlaubt, während man an ihn die strengsten Anforderungen hinsichtlich Disziplin und Mannszucht stellt.

Auch hier muß die Selbsterziehung mit unerbittlicher Strenge einsetzen. Sie soll aber nicht durch die Rücksicht auf die Meinung der Mannschaft ausgelöst werden, sondern aus dem eigenen Pflichtgefühl hervorgehen. Es grenzt z. B. oft an Schwäche, wenn aus lauter Angst vor dem Urteil der „gleichberechtigten“ Soldaten in gewissen Einheiten ja darauf gehalten wird, daß der Offizier genau die gleiche Kost habe, wie der gewöhnliche Soldat. An und für sich ist dies zeitenweise sehr

gut. Für die gute Verpflegung der Leute hat man dabei die beste Kontrolle. Ein jeder Offizier, der mit seiner Truppe verwachsen ist, wird wenn nötig auch gerne, wie Freuden und Strapazen, so auch sein Brot mit seinen Soldaten teilen. Andererseits ist es aber nur billig, daß den größern Pflichten auch größere Rechte gegenüber stehen.

Dieses größere Pflichtbewußtsein muß aber tatsächlich beim Offizier vorhanden sein. Wer bei jedem Befehl, bei jeder Anordnung, in seinem ganzen Handeln sich nur vom reinen Pflichtgefühl leiten läßt, der wird jeden Widerstand entwerfen und seine Aufgabe unbeirrt mit eisernem Willen durchführen können.

Wenn er auch noch ein Herz hat für seine Leute, für sie sorgt, sich um jeden Einzelnen kümmert und Verständnis zeigt für ihre zivile Lage, dann werden seine Mannen mit Freuden ihrem Führer folgen.

Der Offizier soll aber nicht nur Führer, sondern Erzieher seiner Leute sein. Geleitet von den höchsten Idealen, selbst nach dem Höchsten strebend, erzieht er sie in der strengen, harten Schule des Dienstes zu ganzer, treuer Arbeit, zum Pflichtbewußtsein, zur Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, zu starken und charakterfesten Männern. Er erzieht sie nicht allein zu *Soldaten*, sondern zum selbstbewußten, aufrechten *Staatsbürger* und weckt das Beste und Edelste im *Menschen*.

Dann ist jeder Tag des Dienstes ein Gewinn für jeden Einzelnen. Dann reicht unser Wirken über die Dienstzeit hinaus zum Nutzen aller und die Zeit, die wir zum Schutze unseres Landes opfern müssen, wird zum Segen für die Zukunft.

Lt. Egli.

Ueber schweizerische Pferdezeit.

Herr Oberstleutnant Ziegler, Direktor der eidgenössischen Regieanstalt in Thun, veröffentlichte in Nr. 51 und 52 der „Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung“ 1917 zwei Artikel „Ueber die schweizerische Pferdezeit“. Vorerst gibt er Antwort auf die Frage, „Was die schweizerische Pferdezeit bis heute geleistet hat“. Hierin hält er sich hauptsächlich an ein Referat des Herrn Veterinär-Oberstleutnant Gräub. Für die schweizerischen Halbblutzüchter liegt das Hauptmoment dieses Abschnittes in den Sätzen: „Wir wissen, daß im 17. und 18. Jahrhundert die Pferdezeit in der Schweiz in hoher Blüte stand. Besonders guten Ruf hatten die Pferde des Einsiedler- und Erlenbacherschlag. Sie fanden auch im Auslande, speziell in Italien, als vornehmes Wagenpferd reichlich Absatz.“

So viel hatte die schweizerische Pferdezeit damals geleistet; das waren rühmliche, glänzende Erfolge. Wenn aber im 17. und 18. Jahrhundert — und diese Tatsache läßt sich nicht aus der Geschichte eliminieren — in der Schweiz die Aufzucht eines einwandfreien, rentablen Reit- und Wagenpferdes möglich war, ist diese Möglichkeit auch im 20. Jahrhundert vorhanden. Demnach ist der geflügelte Satz, mit dem man seit Jahrzehnten um sich wirft: „Die Zucht des Reitpferdes ist in der Schweiz absolut unmöglich“, grundfalsch. Nicht die Schweizerscholle ist Schuld daran, daß auf ihr in der Gegerwart die Zucht des Halbblutpferdes

nicht auf der Höhe steht, sondern die Unkenntnis der Züchter und vor allem andern der maßgebenden Persönlichkeiten. Einerseits Tüchtigkeit in der Aufzucht und andererseits aufrichtiger Wille, die Pferdezeit rentabel zu machen, fehlen vielerorts.

Die folgenden Ausführungen Ziegler's reden von der Dekadenz der schweizerischen Pferdezeit, wie sie bereits 1865 an der eidgenössischen Pferdeausstellung in Aarau kraß zutage trat. Wenn in der Folge der Bund der schweizerischen Pferdezeit sich wirksam annahm, so sind seine Bestrebungen keineswegs zu verkennen, sondern lobenswert hervorzuheben. Die Resultate hingegen zeigen, daß diese Bemühungen leider nicht immer und allorts von Erfolg begleitet waren. Vor allem ist die große Zersplitterung des Zuchtmaterials durch Einführung der verschiedensten Rassenhengste von 1870 bis 1914 lebhaft zu bedauern. So wurden während 40 Jahren die Stuten der schweizerischen Halbblutzüchter die ausgesprochensten „Versuchskaninchen“, man probierte, bis die alten schweizerischen Pferdetyphen begraben waren. Trotz alledem ließen sich die schweizerischen Halbblutzüchter nicht entmutigen, sondern brachten immer wieder neue Opfer und gründeten einen Verband schweizerischer Halbblutpferdezeit-Genossenschaften. Und was rühmlichst hervorzuheben ist, sie arbeiteten in den letzten Jahren vielerorts zielbewußt auf neuer, bezw. alter richtiger Bahn, nach der Devise: *Pedigree-, Rein- und Inzucht*. So ist man im Stiftsgestüte Einsiedeln seit längerer Zeit bestrebt, das alte *Brackenblut* wieder zu sammeln. Bracken (1866 bis 1872) war ein kräftiger, tadellos gebauter Halbbluthengst aus dem englischen Yorkshiregestüte, der zum alten Einsiedlerschlag ausgezeichnet paßte und die wertvollsten Nachkommen erzeugte. Das Stiftsgestüt besitzt gegenwärtig noch Stuten, in denen das Brackenblut vier- und fünfmal enthalten ist. Die guten Erfolge blieben nicht aus, wie aus dem Gutachten des ehemaligen Direktors der eidgenössischen Pferdezeit, Herrn Oberst F. Vigier von Steinbrugg erhellt. Er schreibt am 15. März 1902 an H. Herrn Stiftsstatthalter P. Rupert-Elser: „Ich bestätige Ihnen gerne meine letztes Jahr bei Besichtigung der Stutfohlen in Roblosen gemachten Äußerungen, nämlich daß ich, mit Ausnahme vielleicht der Trakehnen und den Hauptgestüten Europas, nirgends so viele schöne und gleichmäßig geformte Fohlen gesehen habe wie in Einsiedeln. Ich füge bei, daß jeder Pferdekennner diesen edeln Produkten seine volle Bewunderung zollen muß, und daß diese erzielten Resultate für unsere Landespferdezeit wirklich überraschende zu nennen sind.“

Der berühmte Hippologe Rau äußerte sich im November 1913 über die gegenwärtige, wieder trüchtige Stute „Gamba“: „Sie ist ein wahrhaftes echtes Schweizer Halbblutpferd, wie es das Land allgemein haben sollte. Sie hat ausgezeichnete Formen und ist ein Lob auf den Gehalt ihrer vorzüglichen Großmutter. Drei Generationen wie Offa, Xina und Gamba hat selten ein Halbblutgestüt aufzuweisen.“

Ueber die Pferdeschau und Prämierung der Genossenschaft „Stiftsstatthalterei Einsiedeln“ vom 12. Oktober 1916 gibt die eidgenössische Prämierungskommission folgendes Urteil ab: „Diese Genossenschaft verfügt über ein recht gutes Zuchtmaterial,